

Das englische Heer [Schluss]

Autor(en): **F.V.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 31

PDF erstellt am: **09.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639232>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

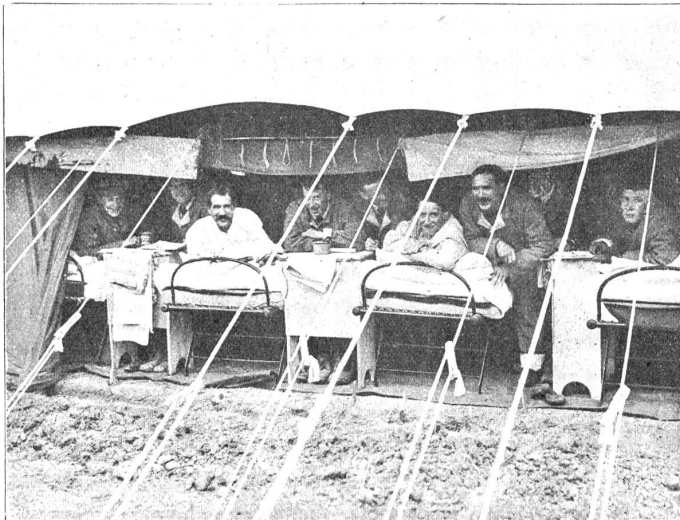
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das englische Heer.

(Schluß.)

4. Vom Sanitätsdienst im englischen Heere.

Der englische Sanitätsdienst bildet eine in sich unabhängige und geschlossene Einheit. Er ist der Leitung eines



Englisches Feldlazarett.

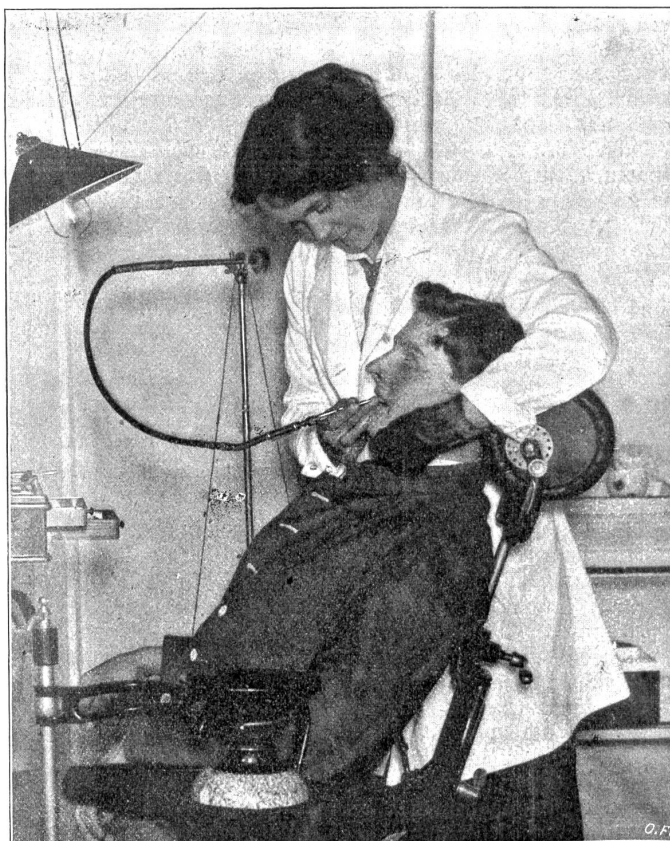
Generalvorstehers unterstellt, der mit seinem Stabe alle englischen Ambulanzen in Frankreich, sowie den ganzen Sanitätsdienst in Mesopotamien, Aegypten und auf dem Balkan leitet. Der größte Teil der Verbesserungen, die im Laufe der letzten Jahre im Sanitätsdienst eingeführt wurden, ergab sich namentlich aus den Erfahrungen, die im Burenkriege gesammelt wurden. Darunter ist im besonderen die Schaffung eines Dienstzweiges zur Bekämpfung ansteckender Krankheiten zu erwähnen. In allen früheren Feldzügen waren die Verluste durch Krankheiten oft größer, als die, die sich aus Verwundungen ergaben. Um wenigstens die ansteckenden Krankheiten innerhalb der Grenze der Möglichkeit zu halten, schuf man einen Gesundheitsdienst. Jeder Regimentsarzt verfügt über einen Unteroffizier und 4 Mann, die die Aufgabe haben, das Trinkwasser im Range des Regiments zu untersuchen. Zu jedem Bataillon wird ein Offizier mit acht Mann abbeordert, die, nachdem sie theoretisch und praktisch unterrichtet wurden, dafür zu sorgen haben, daß alle Vorkehrungen, die die Gesundheit der Mannschaften zu sichern geeignet sind, rechtzeitig getroffen werden. So gelang es fast überall, Epidemien vorzubeugen, Typhus, Starrkrampf, Genickstarre sind selten geworden.

Das englische Heer verfügt heute über 10,000 Aerzte und 70,000 Mann Ambulanztruppen. Zunächst wird der Verwundete in die bewegliche Ambulanz eingebracht, die sich im Gebiete der Front befindet. Der Dienst, die Verwundeten aufzuheben und einzubringen, gehört zu den gefährlichsten und schwierigsten Arbeiten. Dem Verletzten wird zuerst die Wunde gereinigt und ein Notverband angelegt. Sobald der Verwundete in Sicherheit ist, befährt sich die Feldambulanz mit ihm, die ihn auch ins Hintergelände abschiebt. Hinter den Ambulanzen befinden sich die Ausscheidungsstellen. Zwischen diesen und den Ambulanzen besorgen Kraftwagen die Ueberführung. Jede Ausscheidungsstelle verfügt über 50 Fahrzeuge. In den Ausscheidungsstellen wird der Dienst größtenteils von Frauen und beruflichen Krankenwärtern versehen. Von

hier kommen die Schwerverwundeten in die Militärspitäler. Ein Militärspital zählt in der Regel 1000 Betten. Die Spitalschiffe sowohl wie die Sanitätszüge sind sehr gut eingerichtet, besitzen z. B. stets einen besonderen Operationsraum.

5. Wie England den Krieg finanziert.

Die Geldsummen, die vom Kriege verschlungen werden, sind unheimlich groß, daß sie unser Vorstellungsvermögen übersteigen. Englands tägliche Ausgabe beträgt 150,000 Millionen Franken (welch herrliche soziale Werke könnten damit geschaffen werden!). Aus welchen Quellen dies Geld fließt, zeigt ein weiteres Kapitel. Die reichen Leute werden stark herangezogen. Sie geben an die Staatskasse einen Viertel ihres Einkommens ab, wenn dieses Einkommen 62,500 Franken übersteigt und Erwerbseinkommen ist, oder wenn es 50,000 Franken als Kapitaleinkommen beträgt. Schwerreiche Leute zahlen dazu noch eine außerordentliche Zusatzsteuer. Allein den Großteil trägt der Mittelstand, der horrende Kriegsteuern zahlt, trotzdem Grande auch für England eine Verteuerung aller Lebensprodukte um sechzig Prozent angibt. Ein Beamter mit 7500 Franken Verdienst zahlt 500 Franken Kriegsteuern. Vor dem Kriege lieferte er 165 Franken an die Staatskasse. Dem Steuerzahler, der ein Einkommen von 12,500 Fr. hat, stieg die Steuer von 437 Fr. auf 1250 Fr. In diesen Zahlen sind aber die mittelbaren Steuern und Gemeindeauflagen nicht inbegriffen. Die Pflicht der Entrichtung einer Einkommenskriegsteuer fängt bei einem Einkommen von etwa 3300 Fr. an. Zwischen dem 1. August 1914 und dem 16. Dezember 1916 hat England auf dem Wege der Steuern und sonstigen Staatseinkünften 19½ Milliarden erhoben. Es ist berechnet worden, daß der Krieg jeder Person im Königreich, Mann, Frau wie Kind, täglich 4 Franken kostet, wovon 3,15 Fr. durch Anleihen und 95 Rp. durch Steuern erhoben



Weiblicher Zahnarzt in einem englischen Lazarett.

werden. Dazu ist die mittelbare Besteuerung stets gestiegen. Es wird beispielsweise eine Vergnügungssteuer erhoben. So zahlt man auf eine 20 Rappen-Eintrittskarte zu einem Kino 5 Rp. Luxussteuer, auf einen Parterresitz im Theater 1 Shilling = 1,25 Fr. Theater, Fußballmatschs, Pferderennen und alle andern öffentlichen Vergnügungen müssen zu den Kriegskosten beitragen. Die Kriegsgewinnsteuer wurde im Jahre 1916 auf 60 Prozent gesetzt, daß zusammen mit der Einkommensteuer und der Zuschlagssteuer der Unternehmer etwa 77 Prozent von jedem Gewinne an den Staat zurüdzahlt.

6. Schlußwort.

Den Schluß des Buches, 68 Seiten ausmachend, bildet der Bericht des Feldmarshalls Sir Douglas Haig über die Kämpfe an der Somme im Sommer 1916. Der interessante Bericht ist seinerzeit in den Zeitungen auszugsweise besprochen worden und bietet in seiner Gesamtheit ein wertvolles Material zum Studium der grandiosen Schlacht. Der Leser wird vor allem mit den Schwierigkeiten bekannt, die die Engländer zu überwinden hatten.

Wir können das Werk Julian Grandes bestens empfehlen, namentlich auch jenen, die mit ihren Sympathien nicht auf Seite der Engländer stehen. Es ist nirgends aufdringend oder das neutrale Gefühl verletzend, klärt aber trefflich über Englands Riesenleistungen auf. Derjenige aber, der die Verhältnisse beiderseits kennt, kann viel leichter ein gerechtes Urteil fällen.

F. V.

Wärisbühel.

Von Hermann Hesse.

(Schluß.)

Dennoch genügte die Pracht mir nicht lange, und ich fuhr schon nach zwei Tagen wieder den alten Weg. Ja, sie war am Fenster, und wenn ich recht sah, so hatte sie beinahe auf mich gewartet und war nun froh, mich wiederzusehen. Wenigstens machte sie ein stilles Freudengesicht und sah mich aus den dunklen Augen auf eine solche Weise an, daß es mir über die Haut ging, wie wenn sie mir einen Kuß gegeben hätte. Und kaum hatte ich das gedacht, da stand ich auch schon die Luft, und ich nahm mir im Herzen vor, früh oder spät von diesem schönen Geschoß einen Kuß zu erhalten, was mir als äußerster Hort der Seligkeit und dennoch vielleicht nicht allzu kühn gewünscht erschien. Von einem schönen, ernsthaften Mädchen auf den Mund geküßt zu werden, das war mir immer schon als ein wunderlicher Traum vor der Seele gestanden, doch hatte es sich nie ereignen wollen. Jetzt aber schien mir alles möglich, und ich empfand, daß diese Sache im Begriff war, ein richtiges Abenteuer zu werden. Wohl hätte ich ihr gleich jetzt zunicke oder heimlich winken können, doch schien mir das immerhin viel gewagt, und ich beschloß, die Rückfahrt abzuwarten und mir diesen Schritt bis dahin zu bedenken.

Damit hatte ich für die Fahrt und für den Aufenthalt in Bitrolfingen und noch für die Rückreise genug zu sinnen, und am Ende blieb es bei dem Entschlusse, sie heute durch irgend ein Zeichen oder Winken zu grüßen. Wenn sie dann Antwort gab, so war es gut, und ich konnte weiter sehen, wenn nicht, so konnte sie mich eben nicht leiden, und ich mochte dann weitere Jahre ungeküßt herumlaufen.

Es gelang mir auch, den Entschluß auszuführen. In Wirklichkeit hatte ich kaum die Gertrud erblickt, so nickte ich ihr zu und machte eine grüßende Bewegung mit der Hand. Es geschah beides sehr vorsichtig und wenig deutlich, doch entging es ihr nicht, und sie gab zu meiner Freude Antwort, indem sie lächelte und zweimal mit dem Kopfe nickte.

Nun wäre ich am liebsten sofort ausgestiegen und durch die Tür und die Treppe hinan zu ihr hinauf gesprungen. Ich schaute ihr nochmals fragend ins Gesicht, und sie steckte

abermals ihr leuchtendes Lächeln wie eine festliche Freude-fahne aus. Da verbreitete sich die Gewißheit, daß sie mich wohl leiden und meine Verehrung gerne dulden möge, über mein Gemüt wie ein herzhafter Morgenschein, und ich war bereit, auf ihren Wunsch mich unter die Räder zu legen. Indem fuhr der Zug wieder ab, ich nahm mit einem stillen Gruße Abschied und reiste durch die Abendpracht heimwärts als durch ein verklärtes Land.

Das war eine schöne Stunde, wohl eine von den schönsten, an die ich zu denken weiß. Sie lachte in ihrem goldenen Scheine, erwärmte mir das junge Herz und gab meinen Gedanken rosige Flügel, damit ich leicht und selig in alle Jugendparadiese flog. Und sie neigte sich, ohne daß ich dessen acht nahm, und war vorbei, ehe ich es wußte, wie jedes Glück.

Nun hatte das Abendteuer mich entzündet, und auf das stille Gefühl des Glücks und der Erfüllung folgte ein Plänebauen und Mehrbegehren und zugleich eine Angst und Verzagttheit, denn ich hatte in Liebesfachen keinerlei Erfahrung. Zwei Tage gingen mir mit fruchtlosem Nachsinnen verloren. Mein Wunsch war, nun nach Wärisbühel zu fahren, dort auszusteigen und auf irgend eine Weise mit ihr zusammenzukommen. Ohne mir allzu kühne Hoffnungen zu machen, meinte ich doch es erleben zu sollen, daß mich eine schöne Jungfer freundlich empfangen und mir einen Kuß gebe. Allein, sobald ich mir ausdachte wie es alsdann wäre, wenn ich dort am Bahnhof stünde, wie ich zu ihr kommen und was ich zu ihr sagen sollte, daß ihr Vater und vielleicht ihre Mutter da sein würden, dann stand alles wie ein Berg vor mir und erschien mir unmöglich. Auch meine Gewißheit verließ mich wieder ganz. Wohl hatte sie mir freundlich zugewinkt und mich angelächelt, ja, aber was wollte das bedeuten? Am Ende hatte sie das schon manchem Vorüberreisenden getan, in aller Unschuld, und wenn ich nun käme und stünde da und begehrte mehr, wie würde das aussehen? Sie wußte ja nichts von mir, noch viel weniger als ich von ihr. War sie denn für meine frechen Träume verantwortlich? Ach, sie hatte mir gegeben, was sie gern gab, einen Gruß und einen Abglanz ihrer Lieblichkeit, und ich wollte jetzt kommen und Ansprüche machen!

Am dritten Tage wußte ich mir keinen Rat, als wiederum zu reisen. Dann konnte ich immer noch in Wärisbühel aussteigen oder weiterfahren, wie es sich gab. Unruhig ging ich an die Station und wartete den Zug ab. Ich stieg ein, der Schaffner grüßte vertraulich und machte mir ein neues rundes Vöcklein in mein Abonnement, der Viehhändler kam auch wieder, und vor den Scheiben zogen die wohlbekannten Bilder vorbei, von denen mir immer eines glückbringend und das nächste verhängnisvoll vorkommen wollte.

Wir kamen am Ende, so lange es mir auch dauerte, nach Wärisbühel. Da wollte mir der Herzschlag stehen bleiben, als ich die Gertrud in einem braunen Kleide am Bahnhof stehen sah, eine große Tasche in der Hand, und bei ihr den Vorstand und den kleinen Buben und eine kleine, magere Frau, wohl die Mutter. Sie und die Tochter waren in Reisezelleidern, und das Mädchen hatte rote Augen und Tränen auf den Waden stehen.

Sie gab dem Vorstand einen Kuß in seinen blonden Bart und stieg mit der Mutter ein. Und sie stiegen in meinen Wagen, nahmen ganz in meiner Nähe Platz. Ich wagte nicht, sie anzusehen, bis der Zug im Fahren war, und sie aus dem offenen Fenster zurückwinkte. Da konnte ich sie betrachten und sehen, daß sie wahrhaftig wunderschön war. Ihre Haare waren dunkelbraun, und ihre Augen ebenso, aus den Abschiedstränen lächelte sie schon wieder mit demselben hellroten Munde, mit dem sie damals mir zugelächelt hatte. Sie setzte sich nun und plauderte mit der Mutter; mich sah sie nicht oder schien mich doch nicht zu kennen. Und ich hörte das halbe Gespräch, und daß sie wirklich die Tochter war,